

z hat sehr häufig sowohl Ober- wie Unterlänge, besonders am Wortanfang (Taf. 118b).

Grosse Buchstaben (Versalien genannt) werden nicht nur am Satzanfang und bei Eigennamen verwendet, sondern auch um die Aufmerksamkeit des Lesers auf das Wort zu richten, und oft ganz willkürlich und regellos. Wie aus den Klagen mehrerer Schriftsteller des XVII. Jahrhunderts hervorgeht, liebten es besonders die Drucker, viele grosse Buchstaben zu setzen, denn „es seye der teutschen Sprach ein zierd“. Gegen Ende des XVII. Jahrhunderts bildete sich der Brauch aus, alle Substantiva mit grossen Anfangsbuchstaben zu schreiben, eine Eigentümlichkeit, die sich in deutschen Texten bis heute erhalten hat (Taf. 124a. 124b). Die Gestalt der grossen Buchstaben erlitt grosse Veränderungen. Man liebte es, sie recht kompliziert zu machen und ihnen mannigfaltige Formen zu geben; oft stattete man sie mit einer solchen Menge von Schnörkeln aus, dass die Urform kaum mehr zu erkennen ist. (Siehe Taf. 121b, Zeile 6. 7. Taf. 121d; und die Initialen auf Taf. 124a und 124b). Vielen Buchstaben gab man später die Form der entsprechenden Kleinbuchstaben, z. B. dem A, G, P, Q, V, W, Z (siehe A und G auf Taf. 124a). Die Form anderer erinnert an ältere Majuskel- oder Minuskelbuchstaben, z. B. die des H und R. (Siehe die Tafel der acht Alphabete auf S. XXIX.)

Abkürzungen sind in deutschen Texten selten. Ein horizontaler Strich ersetzt häufig die Buchstaben m und n, oder aber e in den Silben em und en. Zweitens steht oft ein senkrechter geschlängelter Strich oder ein rundes Häkchen für r oder er, re, ir, ri. Drittens wird durch überschriebene Buchstaben gekürzt; oft werden Endbuchstaben übergeschrieben, oft aber auch Buchstaben aus der Mitte des Wortes. Endlich beachte man noch die häufig vorkommenden Kürzungen dz = daz oder das; waz = waz oder was; v̄m = umb; v̄n = unde oder und; und v, von einem schrägen Strich durchschnitten, für ver.

Ligaturen. Besonders der Buchstabe s geht zahlreiche Ligaturen ein. st ist in derselben Art verbunden wie schon vor mehr als tausend Jahren in der römischen Kursive (Taf. 118b, Zeile 5; vgl. Taf. 22). Eine neue, sehr beliebte Ligatur, die sich bis heute erhalten hat, ist sz. In früherer Zeit wurde z ungefähr in der Mitte des langen s angebracht (siehe Taf. 113b, Zeile 8. 12. 13); jetzt wird es oben an den Bogen des s gehängt und mit diesem Bogen in einem Zuge geschrieben. Die Ligatur sz wird vorzüglich am Wort- und Silbenende gebraucht, doch zuweilen auch inmitten des Wortes (siehe Taf. 124a, Zeile 3. 8). Oft steht für ss eine Ligatur von langem s mit rundem s, die in ähnlicher Weise wie die Ligatur von sz geformt ist. Andere Ligaturen, an denen langes s beteiligt ist, sind sa, se, so, sch, sp. Es stehen auch in Ligatur, oft mit bedeutender Formveränderung, ff, pp, sch, tt (Taf. 121c. 124a).

Die Interpunktion ist lange Zeit mangelhaft und unregelmässig. Für die grosse Pause steht gewöhnlich ein Punkt und der folgende Satz beginnt mit einem grossen Anfangsbuchstaben. Der Punkt steht aber auch häufig für die kleine Pause; es folgt dann ein kleiner Anfangsbuchstabe. Sehr lange hielt sich der schräge, über der Linie stehende Strich; er steht gewöhnlich für die kleine, seltener für die grosse Pause; erst allmählich geht er halb, und endlich ganz unter die Linie (Taf. 121a). Viel gebraucht wurde auch der Doppelpunkt, und zwar sowohl für die kleine wie für die mittlere und oft auch für die grosse Pause. Manche Schreiber und Drucker setzten gar keine Zeichen. Beachtenswert ist die Erklärung, welche Niclas von Wyle, Stadtschreiber von Esslingen, im Jahre 1462 über seine Weise des Interpunktierens gibt: er sagt in der Widmung zu seiner Übersetzung von *Euriolus und Lucretia* des Aeneas Silvius, wer sein Buch recht schreiben, lesen oder verstehen wolle, möge acht haben auf die „virgel, puncten und unterschaiden“, die darin gesetzt seien, nämlich / : . ? (). Er erklärt dann, das Strichlein bedeute „ain schlechte sundrung ains wortes oder ainer

oratz von der andern ane volkomenheit ainches gantzen sines“; der Doppelpunkt „gibt ze merken ainen unterschaiden zwüschen den geschriften vor und nach gende, also doch, daz die vorder geschriften dennoch ouch nit ainchen volkomen sine hat: danne daz zu des volkomenheit etwas mer hernach folgen mus“; der Punkt gebe zu erkennen, „daz da selbs ain volkommer sine beschlossen wirt“; das Fragezeichen bedeute, „daz die geschrif dar vor stende in frag wyse ze merken ist“; „wo aber ain geschrif mit zween krummen strichlin ingezogen wirt als hie (Jhesus cristus) so wirt die gehaisnen parentesis nach dem latine oder interposicio“. (Siehe die runden Klammern auf Taf. 121a, Zeile 3. 4). — Gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts trifft man zum ersten Mal das Ausrufungszeichen (!), auch Verwunderungszeichen und Rufzeichen genannt. Im XVII. Jahrhundert wird die Interpunktion allmählich regelmässiger und vollkommener. Wie es scheint, war dabei die sorgfältige Interpunktion der italienischen Aldinischen Drucke und die Regeln des jüngeren Aldus Manutius nicht ohne Einfluss (siehe S. XXVI). Justus Lipsius unterscheidet in einem Brief *de distinctione et interpunctione* das Komma, das Semikolon (hier vielleicht zum ersten Mal so genannt), das Kolon und den Punkt. Das Semikolon (der Strichpunkt) wird oft gesetzt, wo man früher einen Doppelpunkt setzte; das Kolon (der Doppelpunkt) hingegen wird vorwiegend gebraucht, wenn eine direkte Rede folgt; an Stelle des schrägen, über der Linie stehenden Striches für die kleine Pause findet sich jetzt häufiger ein Komma; man trifft zum ersten Mal Gedankenstriche. Gottsched, *Deutsche Sprachkunst*, Leipzig 1748, verlangt zuerst ausdrücklich, dass der Doppelpunkt für die direkte Rede gesetzt werde. Joh. Christoph Adelung endlich, der als Begründer der modernen deutschen Interpunktion gilt, sagt in seiner *Sprachlehre für Schulen*, 1781, über den Gebrauch des Kolon: dasselbe stehe vor dem Nachsatze, aber nur wenn der Vordersatz lang sei (sonst Semikolon); ferner für Anführungen, und endlich vor Aufzählungen; das Semikolon trenne Satzglieder von einiger Länge, und das Komma stehe in allen übrigen Fällen. (Siehe Alexander Bieling, *Das Princip der deutschen Interpunktion nebst einer übersichtlichen Darstellung ihrer Geschichte*, Berlin 1880.)

Man setzt bei der Worttrennung am Zeilenende zwei Bindestriche, die entweder eine schräge oder eine horizontale Richtung haben (Taf. 118b. 121a. 124a. 124b).

Der berühmteste deutsche Schreibmeister des XVI. Jahrhunderts, dessen Schreibvorschriften lange Zeit als mustergültig betrachtet wurden, war Johann Neudörffer der Ältere in Nürnberg. Unsere Tafel 121 gibt drei Abbildungen aus seinen Schreibvorlagen. Ein Schüler von ihm war Wolfgang Fugger in Nürnberg, aus dessen Schreibvorlagen unsere vierte Abbildung auf Tafel 121 genommen ist. Mit Recht urteilt Soennecken von diesen und anderen deutschen Schreibmeistern: „Sie suchten gerade in der Herstellung komplizierter Buchstaben und zeitraubender Schreibkünsteleien ihre Grösse und hatten für das eigentliche Wesen und den Zweck der Schrift nicht das richtige Verständnis. Die Geduld und Ausdauer, mit der vielfach ihre Arbeiten ausgeführt sind, müssen wir anerkennen, allein ihre Leistungen im Ganzen können wir nur beurteilen im Vergleich mit denen ihrer Zeitgenossen in Italien, Frankreich und England, gegen die sie weit zurückstehen“ (F. Soennecken, *Das deutsche Schriftwesen und die Notwendigkeit seiner Reform*, Bonn-Leipzig 1881, S. 12). Als grösster Schreibmeister des XVIII. Jahrhunderts galt Michael Baurenfeind, der „Vater der Schreibkunst“, aus dessen Schreibvorlagen unsere Abbildungen auf Tafel 124 genommen sind. Seine deutsche Schrift nähert sich der heutigen deutschen Kurrentschrift. Baurenfeind teilt auch viele schöne Beispiele der lateinischen Kursivschrift, der italienischen Kanzleischrift und der französischen und holländischen Schriften mit und zollt diesen seine unumwundene Anerkennung; besonders die französischen „Bâtard-Schriften“ reissen ihn zur Bewunderung hin und er erklärt, dass die Deutschen in der Schreibkunst „der französischen Nation ganz allein das Prae lassen müssen“. Leider liess er sich dadurch nicht bewegen, die Rundschrift zur allgemeinen Annahme zu empfehlen. Und Deutschland bietet noch heute das seltsame Schauspiel, dass es zwei Schriftgattungen mit acht Alphabeten beibehält, während alle anderen Nationen mit einer Schriftgattung auskommen.

Zahlreiche Beispiele der deutschen gotischen Schrift findet man bei G. Koennecke, *Bildatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur*, 2. Aufl., Marburg 1895; bei R. Thommen, *Schriftproben aus Handschriften des XIV.—XVI. Jahrhunderts*, 2. Aufl., Basel 1908; bei Joh. Ficker und O. Winckelmann, *Handschriftenproben des XVI. Jahrhunderts nach Strassburger Originalen*, Strassburg, seit 1902.